

## Ein Garten voller Fische

Packen Sie Ihr Papier weg, Fräulein. Ich weiß nicht, wie Sie heißen, sagen Sie nichts, ich vergesse es sofort. Sie gucken auf die Uhr. Ich soll das nicht merken, aber ich weiß, Sie müssen die Stunde mit mir rumbringen und wissen nicht wie, weil ich nicht antworte, auch wenn Sie Ihre Papierfragen ummodellieren, bis sie fast echte Fragen werden.

Sie haben die Tür lautlos zugemacht, das tut mir gut. Und Sie sind die Erste hier, die mich auf die Kinderzeichnung über meinem Bett anspricht. Ich war wohl acht, als ich sie machte, höchstens zehn. Als Herbert sie rahmen ließ, war das Papier schon fast so vergilbt wie jetzt. Auf dem Bild ist mein blauer Garten. Der war mein Schönstes, als Kind.

Ja, natürlich komme ich aus der Stadt. Dritter Stock, Blick auf den Hof. Und dass Sie keinen blauen Garten kennen, weiß ich auch.

Setzen Sie sich hierher, ich will Sie sehen. Auch wenn ich die Augen zumache.

Blaue Gärten gibt es nicht, man kann aber von ihnen träumen. Ich lebe in meinem Garten, seit ich denken kann. Auf dem Bild bin ich hier, winzig klein in dem hohen Gras. Die Grasspitzen wehen hoch über meinem Gesicht hin und her, ganz wenig nur. Meine Füße treten lautlos auf weichen Grund. Die Luft ist durchsichtig blau. Durch die Grashalme sehe ich ein paar Blumen, über mir schweben stumme blaue Vögel. Schön ist das. Schön. Immer noch. Obwohl mein blauer Garten heute ganz anders aussieht als auf dem alten Bild.

„Kleine Romantikerin“, sagte Herbert ein bisschen ratlos, ein bisschen verlegen. Der Gute. Damals waren wir verlobt.

Nein, nur standesamtlich. Herbert war ganz meiner Meinung.

Wir hatten zweieinhalb Zimmer. Wenn Besuch kam, war's natürlich eng, aber Gäste bewirten, das ist nichts für mich. Es schlief dann von selber ein. Ich ging auch nicht zum Klassentreffen – soll ich mir was vorprahlen lassen? Buchhalterin, steht doch in Ihren Akten. Aber wie mies Kolleginnen sein können, das interessiert hier niemand.

Später war ich zu Hause, weil die Tochter kam. Es ahnt ja keiner, wie viel Lärm so'n Baby macht! Ich hatte die Nase voll, ein zweites Kind kam nicht in Frage. Dazu all der andere Kram: Treppenreinigung, Waschen, Kochen, Einkaufen – obwohl, seit damals ging Herbert zum Supermarkt. Er machte das gern, können Sie sich so was vorstellen? Ich fühlte mich nur auf meinem Sofa richtig wohl. Ich schloss die Augen, und sofort war ich in meinem blauen Garten. Der war mein Lebenselixier. Wann immer ich eintrat, nahm ich ein, zwei tiefe Züge und wusste: Das ist es. Ja.

Jetzt machen Sie's doch wie Ihre Kollegen: Genauer sagen, was ich darunter verstehe. Na, das Eigentliche eben. Das, worauf es ankommt. Das gab es in meinem blauen Garten und sonst nirgendwo. Was geht's mich an, was Sie Leben nennen? Ich will gar nicht wissen, was für andere Leute wichtig ist. Ach, lassen Sie mich einfach erzählen, Fräulein. Ist doch egal, was Sie denken.

Später wurde meine Tochter bald schön still und las und malte meistens in ihrer Kammer. Einmal wollte sie einen Hund haben – Gebell und Unruhe, und so oft ins Freie! –, und Herbert redete vom Umzug ins Grüne „mit echtem Garten“. Da sehen Sie, wie wenig er verstanden hat. Natürlich kam das gar nicht in Frage. Damals

schimpfte Herbert noch über die Funzelbeleuchtung und dass wir uns auf dem Flur umrannten, weil ich ausgeknipst hatte. Aber ich hasse grelles Licht, genau wie Lärm.

Seit Herbert seine Skatrunde aus unserer Wohnung in die Kneipe verlegt hatte, war jeder Donnerstag mein freier Abend. Ich lag auf meinem Sofa und badete in meinem blauen Garten. In Dunkelheit und Stille. Wenn Herbert heimkam, war ich wach und hatte wieder die Kraft, eine Woche lang auszuhalten, was Sie Leben nennen.

Als meine Tochter auszog – wann? Keine Ahnung –, wurde es schön ruhig. Ich konnte jeden Nachmittag aufs Sofa. Ich glaube, es war in dieser Zeit, dass die Gräser in meinem blauen Garten dicker wurden, richtig fleischig. Das waren keine Halme mehr, die im Lufthauch hin- und herwehten. Schwerfällig, wie ein stummes Seufzen, ging die Bewegung von unten nach oben, bis die breiten Blätter in der Höhe zur Seite kippten. Das klare Himmelsblau hatte sich getrübt. Auch der neue Farbton war schön, sehr schön. Ich weiß nicht, ob die stummen Vögel damals schon Fische waren.

Eines Tages machte ich den Kühlschrank auf. Dabei ging dieses kleine Licht im Inneren an. Aber in der Lampe war eine Kamera! Ich sah das und reagierte sofort. Ganz kaltblütig. Ich tat, als hätte ich nichts gemerkt, vermied den Blick zur Lampe und schloss den Kühlschrank. Beim Mittagessen habe ich es dann Herbert erzählt. Wieso er zu Hause war? Irgendwann muss er wohl aufgehört haben zu arbeiten. Es gab eine einfache Lösung: Herbert schraubte die Lampe heraus. Ihm konnte sie nichts tun, die Kamera suchte mich, und wir konnten sehr gut leben ohne das Lämpchen.

Aber ich war wachsam, und wenig später merkte ich, dass die Straßenlaternen nachts durch die Fenster auf mich zielten. Ich musste ihnen zuvorkommen. Herbert fuhr in die Stadt und kaufte Stoff, und ich nähte dicke Vorhänge. Wann ich selbst zuletzt in einem Kaufhaus war? Weiß nicht. Ich verdunkelte die Zimmer. Bald auch tagsüber. Wer weiß, was für Reflexe mir sonst hereingespiegelt würden.

In meinem blauen Garten herrschte ewiges Dämmerlicht. Wenn ich es sah, war ich zufrieden. Friedlich bis ins Mark. Die grünen Riesenpflanzen schwankten im trüben Wasser. Die Fische mit der dunkelblauen Haut – nein, keine Schuppen, was denken Sie? – waren groß geworden und schwammen zu mir, als wollten sie etwas sagen. Sie blieben aber stumm, natürlich.

Irgendwann, als Herbert im Wohnzimmer Licht machte, sah ich aus dem Augenwinkel, dass in der Lampe eine Kamera war. Witsch, knipste ich das Licht aus und zwinkerte heftig – das hatten wir uns angewöhnt, da konnte niemand mithören. Es wurde dann ziemlich dunkel, weil wir nur noch die Nachttischlämpchen und die kleine Fernsehleuchte hatten, und Herbert musste ohne Fernsehen und Telefon leben, seit das Standby-Licht ein Mikrofon enthielt und alle Steckdosen mit Klebemasse verstrichen waren. Im Bad kamen wir zurecht, in der Küche leuchteten die Flammen. Bis ich dem ausströmenden Gas anhörte, dass mein Streichholz eine Abhöranlage in Gang setzen würde. Herbert isst gern warm, aber Kekse machen auch satt. Wir tranken Leitungswasser, Flaschen kann man ja nicht trauen.

Vom Wasser drohte mir keine Gefahr, das wusste ich. Obwohl mein

blauer Garten inzwischen grünlich und schlammig war und meine Füße mit jedem Schritt einsanken: Nur hier fand ich den Frieden, der höher ist als alle Vernunft. Natürlich musste ich auf der Hut sein. Bis jetzt war mir gelungen, die Verfolger auszutricksen. Aber wer weiß, was sie sich noch ausdachten. Neben mir schlief Herbert, ich passte auf. Ich brauchte ja kaum noch Schlaf. Kein Funken Licht drang durch die Vorhänge, kein Laut erreichte uns.

Was dann kam, will ich nicht erzählen. Zu furchtbar: Der Lärm an der Tür. Die Fremden, die uns ins grelle Licht zerrten, die Nachbarn im Treppenhaus, das Martinshorn, dessen Ton ins Ohr schnitt. Herbert saß im Auto neben mir, aufgestört wie ich. Wir duckten uns aneinander auf der Fahrt, und doch, ich merkte: Er war erleichtert. Ja, natürlich war er empört und aufgeregt wie ich, aber daneben war er auch erleichtert.

Ob ich das verstehe? Ob ich mir vorstellen kann, was in ihm vorging? Ja, natürlich: Das war der Moment, wo er mich verraten hat. Ich habe ihm nicht nachgesehen, als man uns trennte in diesen weißen Räumen. Gucken Sie ruhig, Fräulein, das verstehen Sie nicht.

Dann kam ein Arzt und stellte Fragen, eine Frau zog mich aus und zeigte mir dieses Bett, in dem ich liege. Hier ist jeder Winkel weiß und ausgeleuchtet und der Flur voll lauter Stimmen. Man will mir Medikamente aufzwingen oder Gesprächsrunden, gemeinsames Kochen oder Gymnastik, und immerzu gibt es Essen am großen Tisch mit vielen Menschen. Alles ist schrecklich lästig. Dann sitzt wieder jemand vor mir wie Sie jetzt und fragt, was es zu Mittag gab

und wie meine Mutter hieß, oder lässt mich am Computer Punkte verfolgen. Den Meisten antworte ich gar nicht.

Neulich war meine Tochter hier. Zuletzt hatte ich sie gesehen – weiß nicht mehr. Sie ist ganz erwachsen jetzt, scheint irgendwo zu wohnen und zu arbeiten und sprach von einem Mann, der zu ihr gehört. Ich hielt's nicht lange aus, ihr zuzuhören. „Papa wird bald entlassen“, sagte sie und sah mich an, als müsste ich das wichtig finden. Was wollte sie denn? Sie fing an zu weinen und hörte nicht mehr auf. Es war so anstrengend, ihr beim Weinen zuzusehen. Ich war froh, als sie ging.

Kommen Sie näher, Fräulein, das sage ich nur Ihnen, weil, das ahnt hier keiner, damit rechnen sie nicht – was machen Sie denn? Einfach weggegangen! Sie werden sehen: Damit schaden Sie nur sich selbst.

Mir ist ganz recht, wenn ich die Einzige bin, die Bescheid weiß. Ich habe sie ausgetrickst. Die können noch so viel Licht und Lärm machen, mich kriegen sie nicht. Ich hab's raus. Ich brauche kein Sofa mehr. Ich liege auf diesem Bett und mache die Augen zu, so, und sage zu jedem Geräusch: Du gehst mich nichts an. Gar nichts. Da haut's ab wie ein böser Geist, an den keiner mehr glaubt. Ich halte die Augen zu und werde schwer und sinke in die Dunkelheit, egal, ob über mir Lampen brennen.

Mein blauer Garten ist inzwischen wirklich düster. Ich kann die Pflanzenpfeiler in dem trüben Wasser nur noch ahnen. Immer mehr große blaue Fische schwimmen immer dichter an mir vorbei. Es ist so totenstill, wie es immer war. Richtig gemütlich. Je länger ich dort stehe, umso tiefer sinken meine Füße in den Schlick. Manchmal kommt ein Fisch auf mich zu, als ob er eine Frage an mich hätte.

Eines Tages wird so einer durch mich hindurchschwimmen, ganz leicht, ganz schmerzlos, und rechts und links und oben und unten nur einen kleinen blassen Hautrest von mir übrig lassen. Noch geht das nicht, aber ich weiß, so wird es kommen.